

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Jokl, Anna Maria
Aus sechs Leben

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jennifer Tharr Mit einem Essay
von Itta Shedletzky Mit Abbildungen

© Jüdischer Verlag
978-3-633-54245-1





Berlin 1930

ANNA
MARIA
JOKL

AUS
SECHS
LEBEN

Herausgegeben und mit einem Nachwort
versehen von Jennifer Tharr

Mit einem Essay von Itta Shedletzky

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2011

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54245-1

Alle Begriffe sind ins Wanken gekommen und müssen neu geschöpft werden, das heißt nicht immer, daß sie eine neue Bedeutung bekommen, sondern daß sie neu erlebt und gefühlt werden. Ein sinnlos und zu oft und falsch gebrauchtes Wort ist entwürdigt und nutzlos.

Notiz Anna Maria Jokls, Anfang der vierziger Jahre

AUS SECHS LEBEN

WIE LANGE DAUERT EIGENTLICH EIN LEBEN?

Hier sitze ich an meiner Schreibmaschine in Jerusalem und schaue hinüber auf die nackten Berge Jehudas, hinter denen eben der Vollmond aufgeht, zu dem wir bereits vor einigen Jahren flogen. Und ich erinnere mich noch genau an den Platz im Erker in Wien, wo ich per Kristall-Radio die unerhörte Nachricht erfuhr, daß Lindbergh als erster den Ozean überflogen hatte. Damals war ich 14 Jahre alt – und der Tagesplan für morgen ist voll mit Arbeit, Besorgungen, einem Besuch von einem Freund aus meinem Leben Nr. 4 aus London während des Welt-Krieges 2 und mittags eine Beschneidungsfeier für einen kleinen Jakir, der möglicherweise bis in die Mitte des 21. Jahrhunderts leben wird, abends ein Konzert mit Rubinstein, geboren 1890. Wie lange dauert eigentlich ein Leben? Seit der Radiomeldung im Erker in Wien sind 52 Millionen Menschen mit der Hakenkreuzsense gemäht, hat sich die Landkarte Europas dreifach verändert. Zuerst ging all das zwar katastrophal, aber relativ langsam; heute erscheint die Veränderung von vor 30, 40 Jahren noch fast wie in Zeitlupe, dann immer schneller. Dann kam das Atom, die Welt wurde kleiner und die Entfernungen näher und mehr Menschen kamen um und dann raffte sich die Zeit immer mehr. Für die, die überlebten, dehnte sich in der wachsenden Beschleunigung die Zeit immer mehr ums Doppelte, dann noch \langle mehr \rangle als ums Doppelte – und nun scheint sich die Beschleunigung ins Quadrat zu wandeln; wann kommt die vielfache Quadratwurzel ins Spiel? Die Kontinuität beginnt, sich zu verlieren und mit beschleunigter Ausdehnung saust im-

mer schneller das Geschehen in die Vergangenheit, schwindet immer beschleunigter aus dem Bewußtsein, mit dem grauen Maelstrom weg in den undefinierten Zeitpunkt des Einst, ist in Gefahr, sich dorthin zu verlieren. Denn für jeden Menschen beginnt die Welt mit seiner Geburt – nicht nur von neuem, sondern von dem in seiner Zeit Gegebenen. Meine Geburt liegt nicht nur vor 4 (?) Generationen, aber die 11jährigen Jungen, die jeden Freitag nachmittag nach dem Fußballspielen zu Besuch hereinspringen (warum eigentlich? Anscheinend sprechen wir über das Leben), sind eigentlich in eine Welt 1000 Jahre nach mir hineingeboren. Wieso können wir uns überhaupt verständigen? Ich verstehe ihre Welt, aber was können sie von meiner wissen, der eines au fond archaischen Fossils? Mir aber ist ihre bekannt und so gegenwärtig wie das Wien meiner Kindheit, wo in den Gassen Döblings und Grinzings Schubert und Mozart und Beethoven mit dem Märzwind wehten; wie das Berlin der endzwanziger, der Anfang dreißiger Jahre mit Piscator und Rundfunkbeginn und Georg Lukács und Becher und Reichstagsbrand; wie das mystisch-breitbeinige barocke Prag der Emigration mit Karlsbrücke und damals in Europa einmaliger Tapferkeit und Ota und dem edlen Schmuggler Josef und dem unfaßbaren Einmarsch nach München, und die 1. Bücher; so gegenwärtig, wo für mich der 2. Weltkrieg mit der Luftschuttsirene auf einer Düne Südenglands begann, mit Lederarbeit und Theateraufführungen in Sheltern und Bomben im Haus und Denunziation und großer Liebe und Entdeckung einer neuen geistigen Dimension und seelischer Neutralität zu einem Land; so gegenwärtig wie nach dem Kriegserlebnis das Nachholen eines Mini-Auschwitz im Zürcher Jung-Institut, so gegenwärtig wie die nachfolgenden 14 Jahre Berlin, Ost wie

West, so gegenwärtig wie die Endstation Jerusalem, Schichte auf Schichte, wie belichtete Glasplatten, liegen die Lebensstationen an wesentlichen Brennpunkten unsrer Zeit und ihre Menschen übereinander und bilden, von oben betrachtet, einen Menschen unsrer Zeit. Schichte auf Schichte, doch durchscheinend bis zur untersten, und alle gleichzeitig gegenwärtig. Wien ist nicht weiter weg als London oder Prag. Nur historisch liegen sie hintereinander.

Es sind 6 verschiedene Leben; es wurden, notgedrungen, 3 Sprachen gelernt; jede Phase war ein neuer Beginn. Ein neuer Beruf, da andere Notwendigkeiten kamen, aber auch neue Facetten entwickelt werden konnten. Die geographischen wie die andersartigen Veränderungen bedeuteten immer Verlust der Gesellschaft, in der man verwurzelt war. In jedem Land wurde man so betrachtet, wie man ankam. Heute gibt es kaum Menschen – abgesehen von nächster Verwandtschaft –, die einen von Anfang an kennen. Die Tausende aus all den verschiedenen Zeiten wissen nichts vom Vorher oder Nachher. (Zitat) »Wer oft das Land wechselt, verliert das Leben«. Man verliert. Man gewinnt. Wer kann es sich aussuchen? 3 Mal konnte ich es nicht; die 4. Wanderung war zwar gewollt, aber nur das Verlassen, nicht das Ziel. Allein nach Jerusalem wählte ich. Allein die israelische Staatsbürgerschaft wählte ich nach der angebotenen; keine der inzwischen möglichen und aus praktischen Gründen bequemen.

Seit Prag, in der seit 1936 von Nazideutschland umschlossenen ČSR, lebte ich auf Inseln: England während des Krieges, Westberlin, Israel. Berlin, Prag, London, Jerusalem – überallhin kam ich zur Zeit, wo sie Brennpunkte unserer Zeit wurden. Wie kann es sein, daß man durch all diese Zeiten mit allen

Gliedern heil kam? Wie? Wozu? Oder ist das der Bonus für diese Odyssee durch eine Zeit, die jetzt schon dem Bewußtsein des Heute rasend entgleitet?

Entwurf, vermutlich aus den achtziger Jahren

AUFZEICHNUNGEN UND BRIEFE

BERLIN

27. Oktober 1932 – Nach dem Abend am Halleschen Tor

Das Leben geht durch mich durch. Ich stehe im Mittelpunkt der Welt. Ich habe den Anschluß gefunden, ich stehe drin und ... lebe. Die ganze bisherige Geschichte mit B. läßt sich so schwer sagen. Es war von Anfang an eine Spannung, etwas Eigenartiges da. Und das steigert sich und verändert sich. Und mit einem Mal, seit ein paar Tagen habe ich die Überzeugung, daß ich ihn liebe oder lieben könnte. Ich weiß das ganz genau. Und habe auch das Gefühl, daß ich in ihn hineinsehe und daß er mich lieben könnte. Keiner glaubt, daß B. überhaupt lieben kann. Und ich glaube, daß ihm das große Erleben fehlt, das er im Innersten sucht, daß ich die Frau für ihn sein könnte, in jeder Beziehung. Und jetzt ist es mit mir so weit, daß ich nicht kneife, wenn ich etwas will, sondern daß ich versuche, es durchzusetzen.

Es wird ein schwerer Kampf werden in diesem Winter, mit B., denn er stemmt und sträubt sich ja gegen mich und mein In-ihn-Hineinsehen; andererseits aber reize ich ihn als Jüdin und Frau. Aber das ist noch eine ganz schiefe Einstellung. Ich glaube, er wittert auch die Gefahr für sich. Aber bewußt glaubt er noch, daß ich so ein interessanter Sport für ihn sein werde, so 14 Tage oder ähnlich. Darum wird sein Weg zu mir und meiner zu ihm lang und schwer sein, und viele Kämpfe wird es geben, wenn er sich entdeckt fühlt, wenn er mich dann wird ändern wollen. Ich sehe das alles, als hätte ich es schon einmal erlebt. Aber ich habe eine so traumhaft sichere Vorstellung von

dem Weg, als wäre ich ihn schon einmal gegangen, ich zweifle keinen Moment, daß es letzten Endes so kommen muß. Ich gehe wie in Trance. Das ist eine Aufgabe, das ist ein Mann. Ob ich ihn liebe, das weiß ich im Augenblick nicht, ich bin wach und lebendig und gespannt wie lange nicht. Alles ist matt, nur das ist interessant und bunt. Abwarten ...

29. Oktober 1932 – »eine große Aufgabe«

Ein schwerer Tag, der ist heute vorbei. Mein Denken ist, so dumm es klingt, immer bei ihm. Er ist ein großes und schwieriges Problem, er ist eine große Aufgabe und ich will ihn haben. Denn ich brauche ihn und ich glaube, daß er mich braucht.

Ich war nicht ganz sicher. Ich habe etwas getan, das vielleicht nicht so ganz richtig ist. Ich habe Schermann seine Schrift gezeigt, und gefragt. Schermann wollte mir zuerst abreden, weil so viele Schwierigkeiten da sind. Aber dann hat er sich meine Schrift angesehen, und gesehen, und gesagt, daß ich davon nicht mehr loszulösen bin, daß ich hineinrennen muß und daß das Leben ist. Aber er sagte auch, daß ich die Kraft dazu hätte, ihm zu helfen, und an ihn heranzukommen. »Sie haben die Kraft«, sagte er mir. Es wird mir gelingen. Und dann sagte er – und das ist das erschreckend Große und Indiskrete: Daß ich auf B. den Eindruck gemacht hätte, den er nicht mehr vergessen kann. Daß er schon anfängt etwas zu merken, daß er sich dagegen wehrt, und mich nicht mehr vergessen kann.

Ich fühle mit einem Male das Leben so nah und lebendig. Wirklich über Nacht ist alles gekommen, und alle gefährlichen und schönen Türen stehen mir offen, Dinge, die gestern noch unmöglich waren, sind jetzt nahe, kommende Dinge. Und ich

kann nicht einmal staunen, daß ich liebe, eines kommt aus dem anderen. Dabei will ich ihn gar nicht sehen, ich brenne nicht, sondern will nur, daß es weitergeht. Er fährt in zwei Tagen nach M., auf 14 Tage. Ich sollte ihn noch vorher anrufen, ich tue es nicht. Er sicher auch nicht. Wir sind aufeinander eingespielt, daß es unglaublich ist. Aber das Spiel ist wunderbar und ernst. Jeder wirft sich ganz in die Waagschale.

7. Dezember 1932 – »Geben ist schön«

Es sind inzwischen so viele Phasen in dem Erlebnis mit H. gewesen, daß es schwer nachher zu sagen ist. Ich glaube, daß ich ihn liebe. Er ist der zweite unendliche Mann, auf den ich in meinem Leben getroffen bin. Der erste war Hauser. Ich ahne manchmal, wie groß er ist, und dann fürchte ich mich und glaube, ihn nie bekommen zu können. Dann ist er fern und ich stehe noch vor den Türen. Ich ahne und ich glaube, daß er so zart und weich ist, wie selten ein Mann zart sein kann, daß er verstehen kann, wie selten ein Mensch. Daß er es nicht wahrhaben möchte. Oder aber, daß er bisher noch nicht die Frau gefunden hat, bei der alles zusammen war. Für ihn kann ich, das weiß ich, diese Frau, diese Erfüllung sein. Wie glücklich bin ich jetzt über meinen Reichtum, der mich selber nur immer belastet hat. Er hat eine Frau, das weiß ich. Eine kluge und gute Frau. Zu der er immer zurückkommt. Und darum habe ich oft Angst. Aber vielleicht hat er es nicht mehr nötig zurückzukommen, wenn er einmal bei mir angelangt ist. Sie soll früher mein Typ gewesen sein. Aber ich bin jung und ich bin schön, und ich warte auf ihn seit vielen Jahren. Und ich bin schöpferisch und entwicklungsfähig und das ist sie alles nicht. Das ist von

mir nicht böse gegen sie gemeint, ich ziehe nur Bilanz. Und er sucht, seit immer schon, und er hat noch nicht alles gefunden. Ich will ihn haben, so wie er ist, und so wie er sein soll. Ich kann doch viel geben, und er so ungeheuer viel. Geben ist schön. Ich habe keine Angst. Manchmal zwar schon, und dann fühle ich mich wie ein dummes Kind und er ist sehr fern. Er hat ein Kind. Nie sah ich einen Mann so mit einem Kind umgehen, so zart und lieb. Und darum habe ich Angst, denn das Kind bindet ihn stärker als alles andere. Ich weiß nicht, ob das dumm ist und ob ich es denken darf: ich möchte einmal, später, ein Kind von ihm haben. Das müßte wunderbar werden. Ich bin nicht verliebt; wenn ich mit ihm zusammen bin, bin ich ganz klar. Und er in seiner Grobheit manchmal so zart, daß ich heulen möchte. Aber alles muß reifer werden. Alles muß organisch sein wie ein Kunstwerk, denn es wird groß, und man darf nichts zerstören.

H., lieber, lieber H. Ich weiß nicht, ob ich das jemals zu ihm sagen werde. Ich sage es oft vor mich hin. Es soll wachsen bei ihm, ich will mich hineinfressen in ihn, daß er nicht mehr wegkann. Soll er inzwischen mit hundert anderen Frauen gehen – das interessiert mich nicht. Denn ich will ihm alles geben, was ich habe. Ich will schön sein, für ihn. Ich will wachsen, für ihn. Ich will sprechen, für ihn. Ich will spielen, für ihn. Ich will ein Mensch werden, für ihn; denn nur wenn ich reich bin, dann kann ich so groß werden, wie ich es will, und die Mätzchen, die ich mache, sind dummes Mittel zum Zweck. H., das wirst du alles einmal verstehen, oder, Lieber, das verstehst du schon heute, so wie ich dich verstehe.

22. Dezember 1932 – 1 Uhr nachts

Allmählich, wenn es auch schwer geht, weicht die Blödheit von mir, die mich die letzten 3 Monate in Bann gehalten hat. Ich fange wieder an zu sehen, zu erinnern. Die innere Schau, unser altes Erbteil, kommt wieder.

Ich liebe B. nicht. Und nichts ist ausgelöscht von dem, was war. Es ist weiter. Es besteht. Nur sehe ich. Lieben, das ist doch nicht nur das Erotische. Und das war es bisher. Liebe, das ist das, was ich für Lisl, für Hauser, für Frau H., für A. K. habe. Das habe ich nicht für B. Er ist zu fremd. Er reizt mich und zieht mich an. Er ist der starke Block, der sich mir entgegensetzt in dem Marionettentheater, das um mich war. In dem ich die Puppen geschoben habe, ohne selber daran beteiligt zu sein.

Aber das hat mich zum Denken gebracht. Es ist nicht die Schwäche der anderen, daß ich sie geschoben habe, es ist meine menschliche Unvollkommenheit. Ich habe mich auf meine Wirkung als Frau beschränkt und verlassen. Und es war glücklich.

Aber, bis die Seifenblase platzte. Man selber nämlich bleibt arm dabei.

Wenn man geliebt wird, wie ich es wurde, und dabei selber nicht liebt, wenn man sich so gefällt, dann ist man launisch, dumm und unlebendig. Man hat keinen Anteil und ist noch stolz darauf.

Ich habe geglaubt, daß B. mich führen könnte, politisch und menschlich. Er kann es nicht. Er steckt im Irrtum. Er negiert das Menschliche. Und dagegen komme ich nicht auf. Ich habe keine menschliche Verbindung mit ihm, und das will er vorläufig nicht. Ich darf also nicht so werden, wie mir erschien, daß er mich wollte. Das war der größte Fehler, mir gegenüber, und

damit, da ich mir untreu würde, auch ihm gegenüber. Ich muß allein wachsen, gegen seine falsche Einstellung, dann kann ich zu ihm kommen, als eigener, als wirklicher Mensch und nicht als Weibchen, das ihn reizt und interessiert, nur als Mensch.

So allein ist er. Er verleugnet das Menschliche und sucht nichts mehr als eben das.

Ich darf nicht sein Anhängsel und Sklave werden, ich muß ihn zum Leben, Erkennen und Erleben bringen.

Es ist seltsam. Ich habe es mir schon gesagt, daß ich ihn nicht liebe wie die anderen Menschen, die ich liebe. Weil die menschliche Verbundenheit fehlt. Ob es kommen kann ... von mir aus vielleicht auch von ihm – ich weiß es nicht. Ich will ihn doch nicht einreihen in die Schar meiner Verehrer. Ich will ihn doch haben, um zu sein.

Alle Machtgelüste, Menschen zu erobern, sind verschwunden. Viel, viel Schuld daran ist mein lieber, lieber Freund Erich Forstreuter. Bei ihm wurde ich klar. Warum hassen sie alle den B. so? Nur, weil sie ihn nicht kennen? Kenne ich ihn denn so, daß ich meinen Standpunkt halten kann, und sagen: »Er ist gut, er ist ganz ehrlich im Grund, und er verbaut sich nur?« Aber Schermann hat es mir doch auch gesagt! Das ist schwer. Schwer. Ob ich durchhalte? Und der Bruch muß doch dann kommen, selbst nach dem großen Erleben. Aber das ist keine Angst für mich.

Ende 1932 – »Kampf nach zwei Seiten«

Von Kind an habe ich Menschen gefressen. Ich konnte so nehmen, daß sie froh waren, daß ich nahm. Ich bekam von ihnen, was sie in sich hatten, restlos. Oft habe ich auch gegeben. Aber